

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Band: 6 (1899)
Heft: 5

Artikel: Die Bücher im Mittelalter
Autor: Meier, Gabriel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pädagogische Blätter.

Bereinigung

des „Schweiz. Erziehungsfreundes“ und der „Pädagog. Monatschrift“.

Organ

des Vereins kath. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
und des Schweizerischen kathol. Erziehungsvereins.

Einsiedeln, 1. März 1899.

№ 5.

6. Jahrgang.

Redaktionskommission:

Die H. H. Seminardirektoren: F. X. Kunz, Hülfskirch, Luzern; G. Baumgartner, Zug; Dr. J. Stöbel, Mickenbach, Schwyz; Hochw. H. Leo Benz, Pfarrer, Berg, Kt. St. Gallen; und Cl. Frei, zum Storch in Einsiedeln. — Einserungen und Inserate sind an letzteren, als den Chef-Redaktor zu richten.

Abonnement:

erscheint monatlich 2 mal je den 1. u. 15. des Monats und kostet jährlich für Vereinsmitglieder 4 Fr. für Lehramtsstand daten 3 Fr.; für Nichtmitglieder 5 Fr. Bestellungen bei den Verlegern: Eberle & Mickenbach, Verlagshandlung, Einsiedeln. — Inserate werden die 1gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 Centimes (25 Pfennige) berechnet.

Die Bücher im Mittelalter. *)

Von P. Gabriel Meier, Stiftsbibliothekar in Einsiedeln.

Das Mittelalter wird heute viel gerechter beurteilt als vor einigen Jahrzehnten, wo man darin nur eine tausendjährige Periode der Finsternis und des Aberglaubens erblickte. Doch fehlt auch heute noch viel, daß man jene Zeit gehörig zu würdigen im stande wäre. Wohl den wichtigsten Unterschied zwischen jener fernen Vergangenheit und der Gegenwart hat Gutenbergs Erfindung der Druckerpresse hervorgebracht. Welche Umwälzung in allen unsern Verhältnissen müßte entstehen, wenn wir auf die Druckerei verzichten und wie vor Alters uns mit der Feder begnügen müßten. Einige Aufschlüsse über das Bücherwesen des Mittelalters dürften den Unterschied zwischen Einst und Jetzt zum Bewußtsein bringen. Ich werde zuerst von den Bestandteilen der Bücher, dann von diesen überhaupt und deren Sammlungen in Bibliotheken handeln.

I.

Ein sehr verbreitetes Schreibmittel bildeten im Mittelalter die Wachstafeln. Es waren hölzerne, mit geschwärztem Wachs über-

*) Der Hauptinhalt des obigen Aufsatzes wurde am 4. Dez. 1898 im Piusverein zu Einsiedeln vorgetragen und durch Vorweisen von Handschriften, Schriftmustern u. s. w. erläutert. Hier mußte, namentlich in Berücksichtigung des Zweckes dieser Zeitschrift manches geändert werden. Ich habe mich hauptsächlich an das treffliche Buch von Wattenbach, „Das Schriftwesen im Mittelalter“, 3. Aufl., Berlin 1896 gehalten.

Papier, welche stark abgebleicht und fast oder wohl auch gänzlich unleserlich gemacht worden sind. Feuchtigkeit und dumpfe modrige Luft, in andern Fällen wohl auch längeres Verweilen im direkten Sonnenlichte, die erwähnten mechanischen Eingriffe mögen die Ursache hiervon sein. Nicht nur für Geschichtsforscher und in gerichtlichen Fällen ist es von Interesse, dergleichen Schriftstücke wieder leserlich zu machen, auch in den Familien finden sich alte Urkunden und Chroniken, deren Entzifferung wünschenswert ist. Man erreicht dies leicht durch folgendes Verfahren: Man befeuchtet das unleserliche Blatt schwach mit Wasser und betupft dasselbe hierauf mittelst eines größeren Pinsels mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak. Die Schrift erscheint sofort schwarz und vollkommen leserlich. Auf Pergament erhält sich diese Schwärze; Papiermanuskripte werden ebenfalls augenblicklich schwarz und leserlich, gewöhnlich aber nicht für längere Dauer. Die Erscheinung ist durch die Bildung von Schwefeleisen leicht erklärlich. Die Anwendung solcher Reagentien darf aber nur mit höchster Sorgfalt geschehen, weil sonst die Stelle schwarz und die Schrift unlesbar wird.

Das Papier, eine Erfindung der Chinesen, wurde erst durch die Kreuzzüge im Abendland bekannt. In Deutschland finden sich die Anfänge der Papierfabrikation um 1190, in Frankreich um 1250, in der Schweiz um 1430.

Häufig färbte man das Pergament, namentlich mit Purpurfarbe, und schrieb darauf mit Gold- und Silberschrift. So ist der Psalter der Kaiserin Engelberga 827 in Piacenza geschrieben. Der berühmte Codex argenteus, (das silberne Buch) der Rest von Alphila's gotischer Bibelübersetzung, ist mit silbernen Buchstaben (die Überschriften mit goldenen) auf purpurgefärbtes Pergament geschrieben. Seinen Namen leiten indes einige von dem massiv silbernen Einband ab. Die Handschrift ist im 4. Jahrhundert geschrieben, befand sich im 16. Jahrhundert im Kloster Werden an der Ruhr, gelangte von dort in die Kunstsammlung des Kaisers Rudolf II. in Prag, und als diese Stadt 1648 von den Schweden erobert wurde, nach Stockholm. 1669 wurde sie der Universität Upsala geschenkt, wo sie sich noch heute befindet. Sie bestand ursprünglich aus 230 Blättern, heute sind davon nur noch 177 vorhanden.

Der berühmte goldene Psalter (Psalterium aureum) in St. Gallen ist nur teilweise mit Gold geschrieben und verziert. Er stammt aus dem 8. Jahrhundert.

Die Tinte der alten Handschriften ist schwarz oder bräunlich, immer von ausgezeichnete guter Beschaffenheit. Tintenrezepte haben sich

zahlreich aus dem Mittelalter erhalten; oft finden sich solche in leeren Stellen der Bücher, auch zu Anfang oder am Ende eingetragen. Es gibt auch solche in lateinischen Versen. Die wichtigsten Bestandteile sind Galläpfel und Vitriol, häufige Zutaten Wein oder Essig. Das Tintenfaß ist ein einfaches Horn, welches durch ein Loch im Schreibpult gesteckt wurde. Die Engländer nennen daher noch heute das Tintenfaß inkhorn.

Sehr häufig ist rote Tinte gebraucht, namentlich für die Überschriften der Kapitel u. s. w. Es gibt aber auch Bücher, die ganz rot geschrieben sind. Sehr häufig wechseln rote und blaue Anfangsbuchstaben der Kapitel miteinander.

Neben der Feder brauchte man hauptsächlich in älterer Zeit das Rohr zum Schreiben; beide sieht man in Abbildungen der Evangelisten in deren Händen dargestellt. Auch Metallfedern kommen früh vor; angeblich unterzeichnete der Patriarch von Konstantinopel mit einer silbernen Feder. Federproben sieht man häufig auf der leeren ersten oder letzten Seite einer Handschrift. Auch der Bimstein gehörte zum Geräthe des Schreibers, um das Rohr zu schärfen, sowie um das Pergament zu reiben und zu glätten.

Allgemein pflegte man zu linieren, meistens mit einem spitzen Instrumente, wodurch das Pergament nicht selten durchschnitten wurde; später wurden die Linien mit Blei, Graphit oder auch mit Tinte gezogen.

Das Schreiben war eine mühsame Arbeit. Häufig findet sich dies in einem lateinischen Verse ausgedrückt: „Wer nicht schreiben kann, glaubt, es sei keine Arbeit; drei Finger schreiben, aber der ganze Mensch arbeitet.“ Oft zitterten die Hände; viel litten auch die Augen, und der Schreiber mußte sich einer Brille bedienen, weshalb Schreiber häufig mit Brillen abgebildet werden.

Sehr lebhaft pflegen die Schreiber am Ende des Buches ihrer Sehnsucht nach dem Schlusse Ausdruck zu geben. Am häufigsten ist der Vergleich mit dem Schiffer; so wie dieser nach dem Lande sich sehnt, so der Schreiber nach der letzten Zeile. Dieser Gedanke kehrt lateinisch und griechisch in Prosa und Poesie in den verschiedensten Wendungen wieder. Man findet nämlich öfter am Schlusse des Buches Zeit und Ort angegeben, wo es geschrieben wurde, und den Namen des Schreibers; dieser bittet den Leser um sein Gebet oder spricht sonst einen frommen Wunsch aus; weltliche Schreiber erlauben sich einen mutwilligen Scherz. Doch ist in diesen Schlußschriften manche merkwürdige Nachricht über das Buchwesen der alten Zeit aufbewahrt. So schreibt einer:

Wie froh ich was (war)
Do ich schrib Deo gratias!

Ein anderer

Ach got wie froh ich was
Da dis buches ein ende was.

Öfter findet man auch

Hier hat diz buch ein ent
Got uns sinen segen sent!

Es kommt auch öfter vor, daß der Schreiber den Schluß mit griechischen Buchstaben zu schreiben versucht, was aber selten gut gelingt. Auch das Latein der Schlußschrift und vollends, wenn es Verse sein sollen, auch das Metrum gerät gar leicht in Konflikt mit den Regeln der Grammatik und Prosodie, so daß wir von dem Bildungsgrade der Schreiber keine gar hohe Vorstellung bekommen. Ein solcher scheint es wohl selbst gefühlt zu haben, wenn er schreibt:

Valde male scripsi
Quia valde bene bipsi.

Über die Zeit, welche die Abschrift erforderte geben uns diese Unterschriften ebenfalls manchen Aufschluß. Es konnte wohl nur langsam gehen, besonders in den ältern Zeiten, wo das Schreiben fast eher ein Malen oder Zeichnen war, kein Buchstabe mit dem andern zusamhing, sondern für sich abgesetzt wurde. So lesen wir, daß ein Buch von 130 Blättern in 166 Tagen geschrieben wurde. Ein anderer schrieb in 4 Wochen 80 Blätter; ein in Paris studierender Mönch schrieb vom 1. März bis 31. Mai 1342 ein Werk von über 204 Quartblättern. Man wird annehmen können, daß mit Vorliebe Beispiele vom schnellen Schreiben angemerkt werden. So heißt es, der hl. Nilus habe in 4 Tagen einen Psalter abgeschrieben; dagegen brauchte man zu Rotkers Psalmenübersetzung 14 Tage. (Denkschriften der Münchener Akademie 61, 232).

Ein prächtiges neues Testament der Wiener Hofbibliothek von 278 Blättern in groß folio ist 1333 in 6 Monaten geschrieben. Der Dominikaner Wilhelm Peraldus († 1275) schreibt in seinem Werke: „Von der Unterweisung der Fürsten“ (Buch V, Kap. 12.) „Ein Abschreiber schreibt langsam, aber in Jahresfrist hat er eine ganze Bibel fertig.“ (S. Bibliothek der kath. Pädagogik von X. Kunz, 3. Band, S. 229.) Ja, eine Bibel, jetzt in Leon in Spanien wurde sogar in einem halben Jahre geschrieben. (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaft, Wien 126, II. 39.)

Zur Schnelligkeit trugen die Abkürzungen viel bei, die zudem viel Schreibmaterial ersparten. Sie kommen in den ältern Handschriften weniger häufig vor, vermehren sich aber im 12. und 13. Jahrhundert

und in den folgenden Jahrhunderten sind sie so zahlreich, daß fast die Hälfte der Wörter abgekürzt wird, was das Lesen für den Ungeübten so schwierig macht.

Großen Fleiß verwandte man auf die Korrektur. Karl der Große verschmähte es nicht, diesem Gegenstande besondere Sorgfalt zuzuwenden. Noch in seinen letzten Tagen besaßte er sich damit, mit Griechen und Syrern die Evangelien zu korrigieren. In St. Gallen beschäftigten sich, wie der Chronist Ekkehard erzählt, Notker der Stammler, Tutilo und Ratpert zur Nachtzeit mit der Vergleichung von Handschriften; das Gleiche wird vom hl. Anselm, Erzbischof von Canterbury, erzählt.

Man liebte es sehr die Anfangsbuchstaben (Initialen) durch bunte Farben, Größe und Verzierungen auszuzeichnen; man sieht oft solche, welche eine ganze Seite einnehmen. Es war eine eigene Kunst und Ekkehard rühmt namentlich den Bischof Salomo von Konstanz und Abt von St. Gallen, der wie Keiner es verstanden habe, solche Kapitalbuchstaben zu entwerfen und mit Gold zu verzieren. Noch sind die beiden Buchstaben L und C in dem sogenannten „langen Evangelium“ zu sehen, die er als Probe, was er in dieser Art noch zu leisten vermöge, ausführte, in der That bewunderungswürdige Kunstwerke.

Die Ausmalung der Handschriften geschah in der Regel erst nach Vollendung der Schrift. Größere Bilder, Miniaturen genannt, wurden von vorzüglichen Künstlern gemacht. Prachtwerke von unschätzbarem Werte entstanden namentlich in Frankreich in der Zeit von 1350—1450; auch in den Niederlanden entstanden unvergleichliche Kunstwerke derart, namentlich Gebetbücher, die auch in fernen Ländern sehr gesucht waren. Noch um das Jahr 1484 entstand das berühmte Brevier, das der Kardinal Grimani später der Markusbibliothek in Venedig schenkte. Man glaubt, daß der berühmte niederländische Maler Hans Memling einen Teil davon verfertigt habe.

Bevor wir vom Einband der Bücher reden, schicke ich einige Worte über die Rollen voraus. Das war im Altertum die gebräuchlichste Form; bei den Juden hat sie sich in den Synagogen bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Bibliothek von Einsiedeln besitzt zwei solche Synagogen-Rollen mit hebräischer Quadrat-Schrift, eine kleinere das Buch Esther enthaltend, die von Herrn alt Kanzleidirektor Kälin in Schwyz geschenkt wurde und eine größere 22,3 Meter lang, worauf die 5 Bücher Moses geschrieben sind. Auf alten Bildern sind die Evangelisten öfter mit Rollen dargestellt. Die antiquarische Gesellschaft in Zürich ist im Besitz einer gemalten Wappenrolle aus dem 14. Jahrh.

Bequemer waren aber doch die Bücher zu handhaben. Das Wort Buch wird abgeleitet von den buchenen Brettern, welche den Einband bildeten. Sie wurden ganz oder teilweise mit Leder, zuweilen auch mit Seide und Sammet überzogen und mit metallenen Beschlägen und Schließen versehen. Kostbar genug waren solche Einbände. Meister Eberhard, Pfarrer in Zug hat uns über den Bau der St. Oswalds-Kirche in Zug wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen. Er verzeichnet darin auch die Auslagen für Bücher und Material dazu. Da heißt es beim Jahr 1487:

„Herr hans min helfer hat mir kauft zuo Zürich beschlecht (Beschläge) vñ blücher vñ 1 gl. Auf Sonntag vor Gallentag han ich mim helfer herr hanzen der zuo mettmenstetten gesin ist gen 1 duggaten daz er zuo Zürich kaufte clausuren vñ läder die gesang blücher in zu binden.“

(Geschichtsfreund der 5 Orte. Band II. Eins. 1845 S. 100.)

Auch die Deckel wurden zuweilen mit Bildern geschmückt oder Figuren in das Leder eingeritzt; oft brachte man, namentlich bei kirchlichen Büchern, Deckel aus Gold oder Silber an, die mit Edelsteinen, Email Gemmen oder Reliquien von Heiligen eingelegt waren. Auch Elfenbein-Platten mit kunstreicher Schnitzerei verwandte man gerne als Buchdeckel. Viele Bücher haben ihren Namen von ihrem Einband, wie z. B. das rote, das grüne Buch. Beromünster besitzt einen liber crinitus, das „Haarbuch“ das in ein Ziegenfell gebunden ist und das „Schwarzbuch“. (S. Estermann, Sehenswürdigkeiten von Beromünster S. 74.) Bekannt ist das „weiße Buch“ von Sarnen als Quelle der Telljage.

Man pflegte die Bücher nicht reihenweise nebeneinander aufzustellen, sondern auf Pulte in einer Reihe zu legen und mit Ketten daran zu befestigen. Auch anderwärts, namentlich in Kirchen pflegte man Bücher zur allgemeinen Benutzung für Jedermann an Ketten zu befestigen. Zu Augsburg wurde 1313 in Folge einer Stiftung ein Brevier im Ostchor angeketten, damit arme Pilger ohne eigene Bücher hier ihre Horen beten konnten. Eine ähnliche Stiftung, Sommer- und Winterteil des Breviers zum gemeinen Gebrauch machte in Beromünster Chorherr Johann Wizig der ältere, der in den Jahren 1390 bis 1406 genannt wird. (Vgl. Niedweg, Geschichte des Kollegiat-Stiftes Beromünster S. 480. Vgl. daselbst S. 296 über ein anderes ebenfalls an der Kette befestigtes Buch.)

In Florenz und auch in Merseburg sind noch heute die Handschriften an Ketten befestigt. Es ist daher nicht auffallend, wenn Luther von einer angekettenen Bibel spricht; damit war diese keineswegs ein verbotenes Buch geworden; im Gegenteil wurde kein Buch im Mittelalter so oft abgeschrieben, von keinem finden sich noch heute so zahlreiche Handschriften vor, wie von der Bibel. (Schluß folgt).